

Die Klientenorientierung des Aufstellers

Ist Rapport auch beim Aufstellen nötig?

Aufsteller stehen nicht gerade im Ruf, besonders klientenorientiert zu sein. So war während der ersten Jahre mein Bestreben beim Aufstellen vor allem, eine möglichst „gute“ Aufstellung zu leiten. Dem Anliegen widmete ich kurz meine Aufmerksamkeit, wollte dann noch Fakten aus der Familiengeschichte hören. Und dann ging schon die eigentliche Arbeit des Aufstellens los. Meine ganze Aufmerksamkeit galt dabei den Stellvertretern und ihren Reaktionen. Als „gut“ empfand ich es, wenn etwas Neues ans Licht kam und wenn sich neben der Klärung auch Lösungen ergaben.

Erst wenn die Aufstellung aufs Ende zuing oder am Ende war, richtete sich die Aufmerksamkeit kurz wieder auf den Klienten. Vielleicht gab es noch einen kleinen Schritt, zum Beispiel eine Verneigung, bei der ich es wichtig fand, wenn sie der Klient persönlich vornahm. Ansonsten war es eher so, dass ich ihm die Aufstellung sozusagen auf einem silbernen Tablett servierte. Es war an ihm, zuzugreifen und die Aufstellung an sich heranzulassen. Und wenn – wie es die Aufstellersprache so blumig ausdrückt – „die Seele noch nicht bereit war“? Dann gab es eigentlich nur die Hoffnung, dass sie vielleicht vier Wochen später bereit war und dann die Einsicht kam.

Diese meine Einstellung hat sich in den letzten Jahren gravierend verändert. Ich komme damit wieder an einen Ausgangspunkt zurück, bei dem ich war, bevor ich die Arbeit mit Aufstellungen begann. Eine sinnvolle beraterische oder therapeutische Tätigkeit ist danach nur dann möglich, wenn eine gute Beziehung oder zumindest ein tragfähiges Arbeitsbündnis zwischen Therapeut und Klient vorliegt. Nur dann lässt sich der Klient von Anregungen und neuen Ideen erreichen oder geht mit eigenem Einsatz auf Vorschläge ein. Er ist interessiert, aufnahmebereit, aufmerksam und engagiert – eine fast notwendige Voraussetzung für eigene neue Schritte.

Natürlich ist auch Anstoß zum Wachstum durch Provokation oder harte Konfrontation denkbar. Aber auch dabei braucht es ein tieferes Band, wo jemand sich grundsätzlich verstanden und angenommen fühlt. Sonst werden diese Interventionen eher als anmaßend, zynisch oder erniedrigend empfunden.

Wenn der Kontakt mit dem Klienten abreißt, kommt es statt zu fruchtbaren Anregungen zu frustrierenden Blockaden. Da sitzt dann ein Klient, der gestresst ist oder verärgert, sich unfähig oder schuldig fühlt. Da kann dann ein Leiter eine wunderbare Aufstellung mit den Stellvertretern auf die Bühne bringen. Am Klienten geht sie vorbei, weil er innerlich abgeschottet ist.

Das heißt: Die Verantwortung des Leiters geht weit über die reine Aufstellung hinaus.

Was ist die Rolle des Aufstellers oder der Aufstellerin?

Damit geht es auch um die grundsätzliche Rolle des Aufstellungsleiters. Wie lässt sich diese Rolle verstehen? Ist er oder sie ein Lehrer? Ein Arzt? Eine Helferin? Ein Verkünder und Missionar? Eine Retterin? Ein Berater? Eine „Therapeutin“?

Jedes dieser Worte erzeugt ein bestimmtes Umfeld und eine bestimmte innere Einstellung. Aber alle der eben genannten Begriffe beinhalten ein Gefälle. Immer steht der Aufsteller über seinem Klienten. Diese Vorstellung eines Gefälles ist weit verbreitet unter den Aufstellern. Der Grundgedanke dabei: Aufsteller wissen mehr, und sie haben (immer?) Recht!

Mein Verständnis von der Rolle als Aufsteller unterscheidet sich davon. Es ist eine eher dienende Rolle. Ich bin eine Art Servicestation und Unterstützung auf einer gleichen Ebene. Weil ich in einem Dienstleistungsgewerbe tätig bin, bekomme ich Geld für meine Leistung. Dafür stelle ich Klienten mein fachliches Know-how zur Verfügung, damit sie erreichen können, was sie wollen oder suchen.

(Eine wichtige Einschränkung: Natürlich ist auch mir klar, dass kein Begriff alle Aspekte der Tätigkeit als Aufsteller umfassen kann und wird! Aber der jeweils gewählte Begriff bietet zumindest einen guten Boden für grundsätzliche Überlegungen.)

Wenn ich mich eher als Dienstleister und Begleiter sehe, dann wird klar, dass ich eine schlechte Arbeit mache, wenn ich den Klienten verliere. Zwar gehört zu den manchmal positiven und notwendigen Wirkungen einer Therapie, dass irgendwann ein kleiner Schock beim Klienten vorkommt, eine Ernüchterung oder eine Enttäuschung. Zwar gibt es manchmal eine bewusste, hilfreiche Provokation, die einen Klienten durch seine Empörung auf die eigenen Beine bringt. Aber wenn jemand als Klient dauerhaft unzufrieden ist oder so verschreckt oder verärgert, dass er frustriert geht, dann hat etwas in der Qualität meiner Arbeit gefehlt – das ist zumindest mein Verständnis.

Gibt es wirklich bei jeder Aufstellung eine Beziehung?

Dass es bei einer längeren Einzeltherapie zu einer Beziehung zwischen Therapeut und Klient kommt, ist einsichtig. Um sich in der Tiefe damit auseinander zu setzen, was sich zwischen Klienten und Helfern abspielt, möchte ich den Begriff „Übertragung“ einführen. „Übertragung“ kommt aus der Psychoanalyse und weist ursprünglich darauf hin, dass Gefühle, die sich an eine Person oder ein Objekt richten, auf jemand anderen „übertragen“ werden, insbe-

sondere dass der Klient während einer Psychoanalyse dem Analytiker immer mehr Gefühle entwickelt, die eigentlich den Eltern gelten. Dabei ist diese Wahrnehmung sehr polar, es gibt Zeiten der positiven Übertragung, wo nur das Positive im Analytiker gesehen wird und die positiven Gefühle extrem sein können, dann wieder auch die negative Übertragung, bei der negative Züge gesehen werden und übersteigert darauf reagiert wird.

Übertragung ist Bestandteil aller intensiveren menschlichen Beziehungen. Klienten suchen im Helfer und der Helferin auch den guten Vater oder die Mutter, die sie so nie gehabt haben. Mit einfachen Worten: Der Klient verwechselt den Helfer. Dies findet auch beim Aufstellen, in der Einzelarbeit oder in einer Aufstellungsgruppe, statt. Wie kann der Helfer mit dieser Verwechslung und den Erwartungen angemessen umgehen?

Einen radikalen Ansatz vertritt Bert Hellinger in seinem Buch „Ordnungen des Helfens“. Er ist der Ansicht, dass Helfer die Kind-Eltern-Übertragung schon im Ansatz vereiteln können, indem sie die Eltern der Klienten hinter ihnen sehen und sich nicht selbst an die Stelle dieser Eltern setzen wollen. „Denn wenn sie die Eltern ihrer Klienten im Herzen achten, wenn sie mit diesen Eltern und ihrem Schicksal im Einklang sind, begegnen die Klienten in den Helfern zugleich ihren Eltern. Sie können ihren Eltern nicht mehr ausweichen.“ Der Helfer soll dem Hilfesuchenden als Erwachsener gegenüber treten und nach Hellinger damit die Versuche derer, die ihn in eine Elternrolle drängen wollen, zurückweisen. „Paradoxerweise wird diese ‚Härte‘ von vielen als Anmaßung kritisiert, obwohl bei genauerem Hinsehen der Helfer in einer Kind-Eltern-Übertragung um vieles anmaßender ist.“ Es sei die „Unordnung des Helfens“, wenn man einem Erwachsenen gestattet, an den Helfer Ansprüche zu stellen wie ein Kind an seine Eltern.

Nach all meinen Beobachtungen und Erfahrungen sind Übertragungen jedoch ein notwendiger Bestandteil menschlicher Beziehungen. Es ist einfach nicht in der Macht des Helfers, so tief in der Persönlichkeit des Klienten etwas von außen her zu verändern – sei es mit Güte oder mit Härte.

Mir scheint es, dass es nicht nur die beiden von Hellinger geschilderten Alternativen gibt: entweder dem Klienten „hart“ als Erwachsener gegenüber treten und seine Übertragungsversuche zurückweisen – oder in eine Übertragung einzusteigen und sich als Elternteil zu fühlen. Die dritte und die in einer helfenden Beziehung angemessene Möglichkeit ist folgende: dem Klienten als Erwachsener gegenüber treten und ihn und seine Übertragung anzunehmen und zu achten.

Dazu muss sich der Helfer über seine eigene Bedürftigkeit im Klaren sein beziehungsweise dabei sein, sie durch eigene Arbeit oder Bewusstheit mehr und mehr zu erkennen und im Hintergrund zu halten. Erst dann kann er auch die Bedürftigkeit, die hinter der Übertragung des Klienten steckt, sehen und annehmen. Je mehr der Helfer mit seinen eigenen Eltern im Reinen ist, desto leichter fällt ihm das. Er

bleibt dann erwachsen und mitfühlend, ohne sich in eine Elternrolle hineinzubegeben, ganz gleich, wie Klienten ihn sehen oder was sie von ihm erwarten.

Denn auf einer bestimmten Ebene sitzen wir als Helfer oder Helferin mit unseren Klienten im gleichen Boot. Wir tragen alle, mehr oder weniger, ähnliche Wunden und Schmerzen aus unserer Kindheit mit uns weiter. Wir begegnen alle schlussendlich dem Tod.

Hellinger beschreibt weiter sein Bild vom Helfer, dass „die Einfühlung des Helfers weniger persönlich, sondern vor allem systemisch sein muss. Er geht mit dem Klienten keine persönliche Beziehung ein.“ Auch hier steht im Hintergrund die Vermeidung einer Eltern-Kind-Übertragung. Mir scheint es jedoch, dass der Kontakt mit dem Klienten genau durch eine persönliche Beziehung wertvoll wird. Dabei meine ich mit „persönlich“ keine Eltern-Kind-Beziehung, sondern eine mitmenschliche Begegnung auf dem gleichen Boden. Eine solche Begegnung ist aus sich heraus schon heilend. Auch hier geht es nicht um ein Entweder-oder, sondern um ein Sowohl-als-auch. Es ist möglich, die Familie des Klienten im Auge zu haben, jedes Mitglied dabei als einen Teil zu achten und mit dem Klienten als Mitmensch eine gute Verbindung zu haben.

Rapport, Pacing und Leading

Bevor ich zu mehr praktischen Beispielen komme, möchte ich auf die drei Begriffe Rapport, Pacing und Leading eingehen. Sie sind mir im NLP, dem Neuro-Linguistischen Programmieren, begegnet, und ich halte sie für zentrale Begriffe jeglicher therapeutischen Tätigkeit.

„Rapport“ ist ähnlich wie der „gute Kontakt“. Dieser gute Kontakt ist die Grundlage, damit zwei Leute sich verständigen können. Wenn er fehlt, wird die Kommunikation schwierig oder unmöglich. Rapport gilt aber immer nur für einen bestimmten Moment. So hat beispielsweise ein Liebespaar häufig Rapport. Dann kommen dazwischen aber auch immer wieder Momente, in denen der Rapport fehlt („Rapportbruch“).

Es gibt ein unfehlbares Mittel oder besser noch eine Haltung für den Therapeuten, um zum Rapport mit dem Klienten zu kommen: das Pacing. „Pacing“ lässt sich wörtlich übersetzen als „in gleichem Schritt mit jemandem gehen“. Dabei stellt sich jemand zunächst ganz auf sein Gegenüber ein, um in einen gleichen Rhythmus mit ihm zu gelangen. Pacing kennt viele Ebenen. Manchmal wird es auch als „Spiegeln“ bezeichnet. Es ist da, wenn jemand die gleiche Sprache wie sein Gegenüber benutzt, einen ähnlichen körpersprachlichen Rhythmus findet und emotional die gleiche Schwingung aufnimmt. Oder er stellt sich auf die Interessen des anderen ein und versucht, seine Bedürfnisse zu verstehen. Erst wenn eine Therapeutin sich auf den Klienten eingestellt hat, kann sie ihn ein Stück in die Richtung, die sie

möchte, mitnehmen. Das ist mit „Leading“ oder „Führen“ gemeint. Solange Rapport besteht, wird das Gegenüber mitgehen. Dabei ist das aber kein Wundemittel, mit dem jemand einen anderen (ver)führen kann, wohin er will. Denn in dem Moment, in dem der Handelnde einseitig seine Richtung durchzusetzen versucht, zu weit vordringt, zieht sich der andere aus dem guten Kontakt zurück. Der Rapport bricht, das heißt der gute Kontakt ist momentan zerstört und muss wieder aufgebaut werden. Das geschieht wieder durch das Zurückgehen in das Pacing.

Dazu ein Beispiel: Die Leiterin fragt den Klienten vor seiner Aufstellung nach dem Anliegen. Der Klient meint: „Ich möchte gern meine Herkunftsfamilie anschauen. Ich fühle mich da so draußen.“ „Gibt es noch irgendetwas Wichtiges?“ „Ja, ich befinde mich gerade in der Scheidung, wir streiten uns sehr um die Kinder.“ Die Leiterin runzelt die Stirn: „Ja, aber dann ist das doch das Thema, das jetzt für dich wichtig ist?!“ Der Klient schüttelt abwehrend den Kopf. Der ursprünglich gute Kontakt durch die ersten Sätze, der Rapport, ist im Moment gebrochen. Die Therapeutin will den Klienten irgendwohin führen und verliert ihn dabei. Jetzt kann sie wieder zurückgehen und sich auf das ursprüngliche Thema des Klienten einlassen (Pacing). „Ah ja, im Moment ist also die Herkunftsfamilie für dich wichtiger.“ Damit kann sie wieder den Rapport zurückgewinnen. Aber sie kann auch ohne Rapport weiter führen. Vielleicht ist sie der Meinung, dass in Zeiten der Scheidung das Gegenwartssystem absoluten Vorrang hat. Und sie ist der Auffassung, dass einem Drückeberger ein bisschen Druck nicht schadet und die Leiterin in einer solchen Situation das Heft in die Hand nehmen muss. Deshalb verfügt sie: „Nein, in einer solchen Situation ist es wichtiger, sich erst einmal um die Kinder zu kümmern. Such dir Stellvertreter für deine Frau, deine Kinder und dich selbst. Und das schauen wir dann erst einmal in der Aufstellung an!“ Wie geht es dem Klienten? Er wird überfahren und kann jetzt protestieren: „Ich möchte doch aber mit meiner Herkunftsfamilie klarkommen!“ Der Leiterin wird das zu viel: „Ja, wenn du dich dem Wesentlichen verschließt, kann ich auch nichts machen und mit dir arbeiten!“ Der Klient kann auch gehorchen und – wahrscheinlich widerwillig! – seine Gegenwartsfamilie aufstellen. Höchstwahrscheinlich erreicht ihn der Inhalt seiner Aufstellung nicht ganz, weil er verärgert oder verunsichert ist. Die Leiterin hingegen mag sich wohl fühlen. Ihre eigentliche Aufgabe aber hat sie verfehlt!

Mit der Sichtweise, dass es die Aufgabe des Leiters ist, durch Pacing den Rapport herzustellen, geschieht eine weitere fundamentale Veränderung: Es gibt keinen Widerstand bei Klienten mehr! Der Begriff „Widerstand“ wird als Entschuldigung oder Erklärung bei Therapeuten verstanden, die den Kontakt verloren haben. Aus dem Widerstand des Klienten wird ein Kunstfehler des Therapeuten. Er selbst hat den Kontakt verloren! Statt die Verantwortung dafür dem Kli-

enten zuzuschreiben, schaut er besser danach, was er vorher falsch gemacht hat beziehungsweise wie er den guten Kontakt durch Pacing wiedergewinnen kann.

Hat nicht oft die Erklärung „Die Seele war noch nicht so weit“ eine ähnliche Funktion wie das Wort Widerstand? Ist der Leiter vielleicht über das, was für den Klienten angemessen war, hinausgegangen? Hat er seine Grenzen nicht erkannt oder nicht beachtet?

Rapportbruch zu Beginn der Aufstellung

Wie reißt der Kontakt mit dem Klienten ab? Aus praktischen Gründen unterscheide ich drei Phasen, in denen der Leiter seinen Klienten verlieren kann: zu Beginn, während der Aufstellung und am Ende.

Wieweit hört ein Leiter zu Beginn seinem Klienten zu, versucht ihn zu verstehen und ihm und seinen Problemen gerecht zu werden? Natürlich geht es nicht darum, endlos im Problem herumzuwühlen. Ich fand die Auffassung von Bert Hellinger immer sehr wertvoll, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Aber nicht immer ist alles in drei Sätzen zu komprimieren. Und natürlich spielt eine Rolle, wie verbindlich oder wie schroff jemand seine Fragen stellt. Ich kann jemanden freundlich oder ruppig unterbrechen. Barsch: „Das ist jetzt genug!! Das spielt für das Aufstellen keine Rolle!“ Oder verbindlich: „Darf ich dich einmal kurz unterbrechen? Das, was du gerade sagst, ist für dich sehr wichtig. Für das Aufstellen hat es vielleicht weniger Bedeutung.“

Mir scheint es ganz wichtig, dass der Therapeut zu Beginn zurückhaltend ist und nur im Kontakt mit dem Klienten das Anliegen klärt oder verändert.

Ich konstruiere ein krasses Beispiel: Die Frau kommt, weil sie Schwierigkeiten in der Beziehung hat. Das möchte sie sich anschauen. Der Leiter fragt nach wichtigen Ereignissen. Sie erzählt, sie sei als Kind missbraucht worden. „Aber dann müssen wir das aufstellen! Das ist ganz wichtig, damit die Beziehung funktioniert!“ Die Frau verstummt, der Leiter übernimmt. „Such einen Stellvertreter für dich und einen für den Missbraucher!“ Die Frau erstarrt. Die Situation wird zu einer Wiederholung ihrer Missbrauchserfahrung. Jemand verfügt über sie, und sie erlebt sich als ohnmächtig. Denn gerade bei solchen traumatischen Ereignissen ist es extrem wichtig, nur so weit zu gehen, wie der Klient will. Auf der anderen Seite werde ich als Aufsteller nichts aufstellen, wohinter ich nicht stehe – nur weil der Klient es will. In einem solchen Fall ist es gut, das gemeinsam zu klären und dabei sachlich und verbindlich zu bleiben. Bei der Auswahl der Stellvertreter kommt es immer wieder vor, dass ein Klient gern eine Person in der Aufstellung haben möchte, die er als wichtig ansieht, die dem Leiter aber nicht maßgeblich vorkommt. „Also den Onkel Rudi möchte ich gern auch in der Aufstellung haben, der gehört für mich zur Kernfamilie dazu!“ Als Aufsteller denke ich

mir innerlich – „der ist aber gar nicht wichtig!“ Ich will den Klienten aber nicht verlieren. Wenn ich ihm einfach mitteile: „Der ist nicht wichtig, und deswegen lassen wir ihn weg“, besteht die Gefahr, dass der Klient sich verschließt. Er fühlt sich nicht gehört und angenommen – und er ist auch nicht gehört und angenommen worden. Grundsätzlich sehe ich in dieser Situation zwei Möglichkeiten: Die eine ist, ich stelle Onkel Rudi mit auf – weil der Klient es will. Onkel Rudi schadet ja nicht. Wahrscheinlich wird eher sichtbar, dass er für die Kernfamilie gar nicht diese zentrale Bedeutung hat. Ich lasse ihn also einfach mit dabeistehen. Denn wenn ich ihn nicht aufstelle, besteht die Gefahr, dass der Klient auch nach einer guten Aufstellung denkt: „Aber mit Onkel Rudi wäre das alles anders gewesen.“ Und deshalb erreicht ihn ein Teil des Geschehenen nicht ganz. Die andere Möglichkeit ist, dem Klienten vorzuschlagen, Onkel Rudi zunächst draußen zu lassen und erst später, vielleicht erst am Ende hineinzunehmen. Wichtig ist es dann aber auch, Onkel Rudi nicht zu vergessen und ihn in das Schlussbild wirklich dazuzustellen!

Rapportbruch während der Aufstellung

Ist ein solcher Rapportbruch überhaupt denkbar? Ja. Allerdings wird der Therapeut, der mit der ganzen Aufmerksamkeit nur bei der Aufstellung selbst ist, das Abreißen des Kontakts gar nicht bemerken.

In meiner Arbeit lerne ich zurzeit, den Klienten immer mehr angemessen auch während der Aufstellung einzubeziehen. Ich gewinne dabei sehr durch die Gespräche mit meiner Frau Gabriele, die in ihrer Arbeit einen Schwerpunkt in der Einzelarbeit und auch in Einzelaufstellungen hat. Im Unterschied zur Gruppe ist in der Einzelarbeit der Therapeut viel mehr an den Klienten angebunden. Er braucht ständig guten Kontakt und kann auch nur so weit Schritte gehen, wie der Klient im Moment bereit ist. Lösungen in der Gruppe mit Stellvertretern zeigen eher wie im Zeitraffer den Blick in die Zukunft. Denn manchmal braucht es Monate und Jahre, dass ein Klient die Schritte, die er von seinem Stellvertreter gesehen hat, innerlich nachvollzieht. Dabei tauchen wichtige Fragen auf. Wie groß darf der Unterschied sein zwischen dem aktuellen Befinden und der möglichen Lösung? Ab welchem Punkt wird jemand überfordert? Sind kleine Schritte nicht manchmal sinnvoller? Aus diesen meinen Fragen entsteht meine Bereitschaft, mich auch während einer Aufstellung mit dem Klienten „kurzzuschließen“. „Wie geht es dir gerade mit dem, was in der Aufstellung läuft?“ „Kannst du damit etwas anfangen?“ Während ich eine solche Frage früher fast als „verboten“ und einen Kunstfehler aufgefasst habe (Schwäche ich mich etwa durch eine solche Frage?!), erlebe ich sie mittlerweile als fruchtbar und in keiner Weise störend. Wenn ich erlebe, dass ein Klient nichts mit der Aufstellung anfangen kann oder innerlich „aussteigt“, dann ist das

Gespräch mit ihm an diesem Punkt entscheidend, ob ich die Aufstellung überhaupt weiterführe, und wenn ja, in welcher Form. Die Frage, die den Klienten ins Boot holen kann, ist: „Was wäre denn hier wichtig für dich?“ Nach Möglichkeit werde ich das dann einbeziehen oder direkt den Klienten mit seinem Stellvertreter austauschen, um ihn die ihm wichtig scheinenden Schritte selbst gehen zu lassen.

Für den Klienten geschieht die Aufstellung – deshalb ist er weder Randfigur noch bloßer Zuschauer. Gerade bei schwierigen Situationen der Aufstellung ist es deshalb wichtig, den Klienten mit im Blick zu haben.

Rapportbruch am Ende der Aufstellung

Am Ende der Aufstellung gibt es neue Herausforderungen für den Therapeuten, den Klienten nicht zu verlieren. Ein Bruch kann entstehen durch ein abruptes Ende der Aufstellung. Ich habe diese Erfahrung gemacht, wenn ich früher – manchmal für die Teilnehmer und den Klienten überraschend – zum Satz kam: „Ich breche ab und lasse es hier.“ Zumeist hatte ich innerlich schon vorher eine Zeit lang mit dem Gedanken aufzuhören gerungen, da meine Energie und die Energie der Aufstellung nicht weiter trugen. Wegen des abrupten Endes kamen dann aber Reaktionen des Klienten auf wie: „Aber hättest du nicht doch weitermachen können? Vielleicht wäre doch noch mehr geschehen ...“ Solche Gedanken erschweren es, die Aufstellung innerlich anzunehmen.

Inzwischen kündige ich das nahende Ende an. Ungefähr so: „Ich spüre, wie meine Energie schwindet, wie es nicht weitergeht, und komme allmählich zum Ende.“ Diese Ankündigung sammelt noch einmal die gesamte Aufmerksamkeit der Stellvertreter. Manchmal ergibt sich dadurch aus dem Feld ein nächster wichtiger letzter Schritt. Auch der Klient kann sich innerlich vorbereiten. Und mir fällt es leichter, tatsächlich aufzuhören, wenn ich es vorher angezeigt habe.

In letzter Zeit setze ich mich gern vor einem Abbruch neben den Klienten, teile ihm das bevorstehende Ende mit und höre, wie das für ihn ist. Wenn auch er selber keinen neuen Impuls hat, muss er zusammen mit mir einsehen, dass das Ende angemessen ist. Denn wenn keine Lösungsbewegungen von den Stellvertretern kommen und ich nicht mehr weiterweiß – wie könnte es dann weitergehen? Ich hole den Klienten mit ins Boot – und das ist für uns beide wichtig.

Allerdings ist dabei zentral, dass ich meine Verantwortung als Leiter nicht an den Klienten abgebe. Der Unterschied sieht äußerlich unbedeutend aus, ist aber entscheidend. In Übungsgruppen unserer Weiterbildung habe ich beobachtet, wie das geschieht. Der Therapeut sagt mit einem entschuldigenden Ton zum Klienten: „Du, ich komme/es

geht jetzt nicht mehr weiter. Meinst du, wir könnten aufhören?“ Plötzlich liegt die Verantwortung beim Klienten, er hat sozusagen den „schwarzen Peter“ für das Beenden. Wichtig ist es, nie die Leiterverantwortung abzugeben – und gleichzeitig im Kontakt mit dem Klienten zu bleiben oder zu treten. Das ist die Anforderung und gleichzeitig die Kunst.

Manchmal wird das Ende der Aufstellung aus einem anderen Grund schwierig. Da ist die Aufstellung mit den Stellvertretern zu einer guten Lösung gekommen. Als Aufsteller bin ich ebenfalls froh über das Erreichte. Jetzt bringe ich zum Abschluss noch den Klienten an den eigenen Platz in der Aufstellung. Und was passiert? Statt dass dieser die reife Frucht, für deren Entstehung ich so hart gearbeitet habe, pflückt und dankbar entgegennimmt, weigert er sich.

Ein Beispiel: Es ging um eine unterbrochene Hinbewegung zur Mutter. Die Stellvertreterin der Klientin ist inzwischen in den Armen der Mutter angelangt und lässt sich ganz und gar von ihr halten. Die Klientin sitzt am Rand und schaut angespannt zu. Ich tausche sie aus. Sie begibt sich in die Arme der Mutter – bleibt aber völlig steif und regungslos. Wie damit umgehen?

Inzwischen habe ich gelernt, dass das immer wieder vorkommen kann. Es hat nichts mit der Qualität der Aufstellung, dem Einfühlungsvermögen von Stellvertretern oder einer besonderen Blockade des Klienten zu tun. Es ist normal. Wenn der Klient am Ende nicht so will wie sein Stellvertreter, ist dennoch eine verständliche Reaktion des Leiters in einer solchen Situation Frustration. Die kann sich dann aber in einer ungünstigen und für den Klienten schädlichen Form auswirken. Bestimmte Worte und ein bestimmter Tonfall wecken eine bestimmte Stimmung, ja rufen manche Reaktionen des Klienten förmlich hervor!

Ich kehre zum bisherigen Beispiel zurück. Die ausgetauschte Klientin spürt keine Liebe gegenüber ihrer Mutter, während die Stellvertreterin dahingeschmolzen war. Der Therapeut reagiert ungehalten: „Gut, du willst nicht. Dann breche ich hier ab.“

Was hat er vermittelt? Der Klient ist mit seinem Verhalten verantwortlich dafür, dass der Therapeut abbricht. Sonst hätte es weitergehen können – der Klient ist also schuld daran, dass es nicht weitergeht.

Wer als Therapeut dem Klienten Schuldgefühle für sein Verhalten macht, ist nicht förderlich für die Entwicklung, sondern meist hemmend. Salopp gesagt: Der Therapeut tut keinen guten Job. Denn Schuldgefühle sind eine Sackgasse und keine Erleichterung neuer Einsichten oder Schritte. Im Grund wird in dem Beispiel der eigene Frust am Klienten ausgelassen.

Wenn ich einfach austausche, ist manchmal der Sprung für einen Klienten zu groß. Hier hatte die Klientin ihre Stellvertreterin vom Rand aus gesehen, hat vielleicht sogar

selbst die Erwartung bekommen, sie müsste jetzt eben so gelöst in den Armen der Mutter ankommen. Aber es ist zu schnell oder zu viel für sie. Das merkt sie und verspannt sich immer mehr. Wenn ich den Eindruck habe, der Sprung könnte für den Klienten zu groß sein, lasse ich inzwischen manchmal den Stellvertreter noch am Platz und beziehe ihn mit ein. Das sähe in dieser Situation so aus, dass die Stellvertreterin der Klientin in den Armen der Mutter liegt und ich die Klientin selbst an dieses Paar herantühre. Sie mag sich hinter ihre Stellvertreterin stellen und spüren und erahnen, wie es dieser wohl geht. Sie hat alle Zeit dazu, die sie braucht. Erst wenn sie wirklich so weit ist, sie sich entspannt hat und Kontakt mit dem Gefühl der Geborgenheit aufgenommen hat, lasse ich sie den Austausch vornehmen. Bis dahin bleibt sie eher an die Stellvertreterin angebonden. Aber auch wenn sie nicht bis zu deren Zustand kommt, genügt das als Schlussbild.

Eine schwierige Situation taucht auf, wenn der Klient unzufrieden ist. Da hat die Therapeutin eine wunderbare Arbeit gemacht, alles weint. Der Familie geht es nach ganz vielen ausgedrückten Spannungen endlich gut. Der Klient stellt sich an seinen Platz. Er schaut müffig um sich. Und dann erklärt er: „Das kenne ich alles schon!“

Wieder ist es die Aufgabe der Therapeutin, das anzuhören und anzunehmen, ohne enttäuscht zu sein oder sich zu ärgern. Der Klient hat das Recht auch zu dieser Empfindung, er ist damit weder falsch, lieblos, dumm oder unfähig. Die Aufstellung hat den Klienten (noch?) nicht erreicht – das ist Tatsache. Eine solche Situation kommt immer wieder einmal vor. Es geht darum, dem Klienten, seinen Reaktionen und Gefühlen gegenüber offen zu bleiben. Die Arbeit der Therapeutin ist erst dann zu Ende, wenn sie auch mit dieser Situation so umgegangen ist, dass sie den Klienten dabei nicht verliert.

[Hellinger, Ordnungen des Helfens, Carl-Auer-Systeme Verlag 2004](#)

[Ulsamer, Handwerk des Familien-Stellens, Goldmann 2001](#)

[Ulsamer, Zum Helfen geboren? Antworten für hilflose Helfer aus dem Familien-Stellen, Vier-Türme-Verlag 2004](#)